

# Eisen in Alltag und Mentalität des späten Mittelalters

Autor(en): **Hundsbichler, Helmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Ferrum : Nachrichten aus der Eisenbibliothek, Stiftung der Georg Fischer AG**

Band (Jahr): **71 (1999)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-378336>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Eisen in Alltag und Mentalität des späten Mittelalters

Die Erforschung des Alltags erlebt in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft seit fast zwanzig Jahren eine ungebrochene Konjunktur,<sup>1</sup> und so erscheint es nur konsequent und legitim, dass auch diese technikgeschichtliche Tagung nunmehr «Eisen im Alltag» thematisiert. Unter diesem Vorzeichen wird es im vorliegenden Beitrag nicht um das Eisen selbst gehen, sondern um bestimmte Aspekte eisenbezogener Alltags- und Mentalitätsforschung. Diese beiden Arbeitsfelder sind keine speziellen Geschichtsfächer, sondern historische Perspektiven, und es liegt an den VertreterInnen der einzelnen Spezialfächer, sie wahrzunehmen und gegebenenfalls (etwa in der Technikgeschichte) fachintern umzusetzen. Da das Institut, von dem ich komme, über eine Bildatenbank zu Alltag und Sachkultur verfügt,<sup>2</sup> werde ich einer Anregung der Veranstalter nachkommen und näher auf die Aussagemöglichkeiten bildlicher Darstellungen eingehen.

## Rahmenbedingungen

Ausserhalb eines so orientierten Blickfeldes bleibt ein Grossteil dessen, was üblicherweise unter Eisengeschichte läuft:<sup>3</sup> Ich behandle also nicht die Gewinnung des Eisens (Eisenerz-Bergbau, Verhüttung, Eisentechnologien); nicht die «Wissenschaftsgeschichte» des Eisenes (Alchemie und Metallurgie, frühe Fachbücher); und nicht die Erzeugung und den Vertrieb von Eisenwaren (Eisengewerbe, Eisenhandel und Verlagswesen). In chronologischer Hinsicht beschränke ich mich im Wesentlichen auf das 14. und 15. Jahrhundert, und dieser Zeitraum erscheint aus guten Gründen gerechtfertigt: Mentalitätsgeschichtlich klingt in dieser Phase die vorwiegend christliche Weltansicht aus.<sup>4</sup> Technikgeschichtlich greift hier erstmals die auf der Nutzung der Wasserkraft basierende «erste industrielle Revolution»,<sup>5</sup> welche die «vertikale» Differenzierung

des Schmiedehandwerks beschleunigt. Und eisengeschichtlich kulminiert in derselben Periode erstmals die «horizontale» Differenzierung der Schmiedehandwerke, die der Entwicklung des Feudalismus und des Städtewesens zu verdanken ist.<sup>6</sup>

Eisen ist als technikgeschichtliche Neuführung schon an sich innovativ, und im Prinzip bestätigt jede Objektmanifestation aus Eisen sowie auch die Differenzierung der Schmiedehandwerke laufend den innovativen Charakter dieses Metalles. Den Wettbewerbsvorteil von Eisen manifestieren bereits die beiden Hauptaspekte aus der Geschichte der Etablierung des Eisens in Konkurrenz zur Bronze: Einerseits ist das Eisenerz von allen Erzen europaweit am verbreitetsten verfügbar, und andererseits bietet Eisen als Werkstoff die einzigartige Möglichkeit, sehr unterschiedliche Materialeigenschaften zu erreichen oder auch mehrere Eigenschaften in einem Werkstück zu vereinigen.<sup>7</sup> Beispielsweise ist das französische Wort *acier* für Stahl, das eigentlich von der lat. Bedeutung «Schneide», «Schärfe» herkommt, ein sprachlicher Nachklang der Simultaneität von Härte und Elastizität. Die Differenzierung der Schmiedehandwerke hat auch zur provokanten Formulierung geführt, «die Eisenzeit habe erst im Mittelalter so richtig begonnen».<sup>8</sup> Folgender Kommentar eines französischen Franziskaners von 1260 gibt dies unmittelbar zu erkennen: «In vielerlei Hinsicht ist das Eisen nützlicher als das Gold... Eisen ist der Schutz der Schwachen und die Strafe der Übeltäter. Jedes Handwerk ist auf den Gebrauch des Eisens angewiesen; ohne Eisen konnte kein Feld bestellt, kein Haus erbaut werden».<sup>9</sup> Auch wenn bzw. gerade wenn das letztlich ein Stereotyp ist, können wir wohl uneingeschränkt von der Prämisse ausgehen, dass Eisen im spätmittelalterlichen Alltag mannigfaltig präsent ist, und nicht erst im späten Mittelalter ist Eisen ein gesuchtes und ein gefragtes Material.

**Dr. Helmut Hunds-  
bichler**

Österreichische Akademie  
der Wissenschaften  
Institut für Realienkunde  
Körnermarkt 13  
A-3500 Krems

## Literaturhinweise

- 1 Hierzu und zur Stellung von Alltags- und Mentalitätsgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaften s. einleitend Hans-Werner Goetz: Proseminar (Geschichte: Mittelalter (Uni-Taschenbücher 1719), Stuttgart 1993, S. 320ff., sowie Gerhard Jaritz: Zwischen Augenblick und Ewigkeit. Einführung in die Alltagsgeschichte des Mittelalters, Wien, Köln 1989.
- 2 Vgl. Gerhard Jaritz: Computergestützte Bildanalysen in der Geschichte mittelalterlichen Alltags, in: Österreich in Geschichte und Literatur 39/3 (1995), S. 156–161; *Pictura quasi fictura*. Die Rolle des Bildes in der Erforschung von Alltag und Sachkultur (Forschungen des Instituts für Realienkunde: Diskussionen und Materialien 1), Wien 1996.
- 3 Jene herkömmliche Linie ist am repräsentativsten ersichtlich in den bewährten Standardwerken von Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. Erste Abteilung: Von der ältesten Zeit bis um das Jahr 1500 n. Chr., 2. Aufl. Braunschweig 1891, Ndr. Vaduz 1993, und Otto Johannsen: Geschichte des Eisens, 3. Aufl. Düsseldorf 1953.

- 4 Immer noch am besten nachzulesen bei Egon Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit, Bd. I, München 1927, 2. Aufl. München 1976 (Deutscher Taschenbuch Verlag 1168).
- 5 Rolf Sprandel: Das Eisen-gewerbe im Mittelalter, Stuttgart 1968, S. 221–226, mit Nachweisen aus dem 13. Jh.; Jean Gimpel: Die industrielle Revolution des Mittelalters, Zürich, München 1981, S. 9–34. Seit 1323 ist der Betrieb von Blasebälgen mittels Wasserkraft nachweisbar, seit 1351 das Ziehen von Stahldraht (ebd., S. 264f.).
- 6 Prägnant zusammengefasst bei Dieter Hägermann und Karl-Heinz Ludwig: Art. «Schmied, Schmiede», Technik und wirtschaftliche Bedeutung, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 7, München 1995, Sp. 1505f.
- 7 Calista Fischer: Eisenerz und Eisenzeit, in: Jürg Ewald und Jürg Tauber (Hrsg.): Tatort Vergangenheit. Ergebnisse aus der Archäologie heute, Basel 1998, S. 399–428, hier S. 402ff.; Beispiele frühmittelalterlicher Klingen ebd., S. 261ff. sowie etwa bei Radomír Pleiner: Eisenschmiede im frühmittelalterlichen Zentral-europa, in: Frühmittelalterliche Studien 9 (1975), S. 79–92. – Als grundlegende Verschriftlichung für den «alten» Kenntnisstand der Eigenschaften des Eisens s. in den «*Etymologiae*» des Isidor von Sevilla († 636): *Isidori Hispalensis episcopi etymologiarum sive originum libri XX*, ed. W.M. Lindsay, Oxford 1911, hier S. 217f. (= II.XVI.XXI).
- 8 Zitiert bei Jean Gimpel: Die industrielle Revolution, wie Anm. 5, S. 39.
- 9 Ebd.
- 10 Vgl. Friederike Werner: Art. «Eligius von Noyon», in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 6, Rom, Freiburg, Basel, Wien 1974, S. 122–127.

## Eisen im Bild

Allerdings muss auf ein Phänomen der Quellenlage hingewiesen werden, das zu dieser Geläufigkeit des Eisens in schroffem Kontrast steht: Gemeint ist das Phänomen, dass spätmittelalterliche Schmiedewerkstätten trotz ihrer präsumptiven Häufigkeit praktisch nur ausnahmsweise auch in bildlicher Darstellung überliefert sind. Die Erklärung für diese Ungleichgewichtung ist in unserem thematischen Zusammenhang signifikant und lehrreich: Auf der Suche nach Schmiede-Darstellungen würde man wohl an erster Stelle beim Patron dieses Handwerks ansetzen. Aber der heilige Eligius († 659) repräsentiert den Spezialfall des Goldschmiedes, und erst ab Mitte des 15. Jahrhunderts führt ihn seine Legende (auch) als wunder tätigen Hufschmied.<sup>10</sup> Sucht man daraufhin nach «älteren» Schmiededarstellungen, so wächst die Wahrscheinlichkeit, dass man gar keinen «gewöhnlichen», «alltäglichen» Schmied abgebildet findet, sondern jene alttestamentarische Symbolfigur des Tubalkain,<sup>11</sup> der zufolge Genesis 4, 20–22 der erste Schmied unter den Menschen war (Abb. 1, ihm zur Seite steht sein Bruder Jubal, der erste Musiker). Nicht das Schmieden an sich ist also Gegenstand der Darstel-

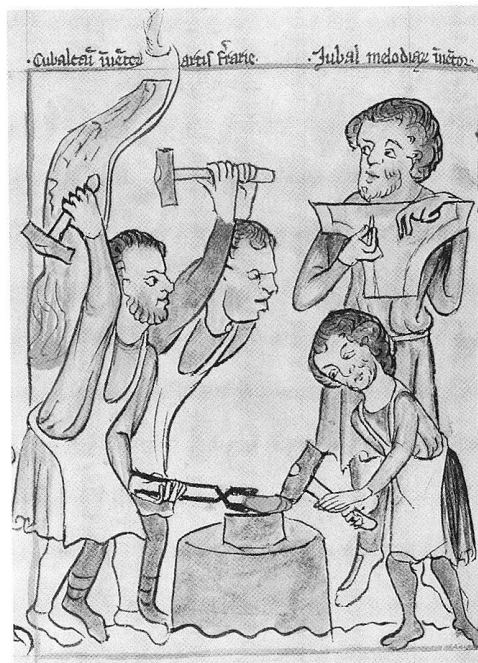


Abb. 1: Der inventor artis ferrarie als «Schmied» des Spätmittelalters: Jubal und Tubalkain, kolorierte Federzeichnung. Oberösterreichisch, 2. Hälfte 14. Jh. Wien, Österreichische Nationalbibliothek, cod. ser. nov. 2612, fol. 25<sup>v</sup>.

lung, und auch nicht etwa die für uns so «interessante» zeittypische Wiedergabe einer Schmiede steht im Vordergrund, sondern die Darstellung hebt auf den Ursprung der Schmiedekunst ab, und zwar mit der Intention, diesen wichtigen (= gleichermaßen schöpferischen wie verantwortungsvollen) Handwerkszweig auf den Plan und die Zustimmung Gottes zurückzuführen. Die Schmiede-Szene wird also überhaupt nur als religionsdidaktische Schlüssepisode ins Bild umgesetzt, und in ähnlicher Weise werden ja auch die sonstigen *artes mechanicae* mit der Schöpfung und Weisheit Gottes in Einklang gebracht. Ohne diese Krücke träte die (vom Menschen getragene) Technik wie übrigens auch jede Kunst in Konkurrenz zur (göttlichen und damit ohnehin vollendeten) Schöpfung und fände dann genau jene Wendung ins Anmassende und Unehrenhafte, das beiden Wortwurzeln eigentlich zugrunde liegt: beim einen Begriff die Manipulation der Schöpfung durch die «Anwendung einer List» (= altgriech. *τεχνη*), beim anderen durch die «Schaffung von etwas Künstlichem».

Und genau diese christlich-religiöse Belehrung der Bildbetrachter ist der definitive und exklusive Zweck des Bildmediums im Mittelalter. Das Normale, Übliche, Gewöhnliche, eben das Alltägliche war es daher im Regelfall nicht wert, nur um seiner selbst willen in die Überlieferung einzugehen. Es dient allenfalls als Identifikations- und Motivationshilfe, um den Betrachter für eine metaphysische Bildbotschaft zu interessieren.<sup>12</sup> Insofern sind Alltäglichkeiten des Spätmittelalters im Kontext eines Bildes immer in irgendeiner Weise Botschafter von Hintergründigem, von etwas aus heutiger Sicht zunächst Unerwartetem, von «anderem». Spätmittelalterliche Bilder repräsentieren Alltagsrealitäten nie, um Alltag wiederzugeben. Und analog dazu ergibt sich die These: Auch Eisen repräsentieren sie nie um des Eisens willen.

Das lässt sich etwa am Beispiel bestimmter Sensendarstellungen klar herausarbeiten: In einem Fall wird die Sense im unmittelbaren Arbeitseinsatz nicht als rare «bäuerliche Arbeitsdarstellung» zur Freude von AlltagsforschernInnen abgebildet (Abb. 2), sondern rein zufällig, nämlich um das «redende



Abb. 2: Die Zufälligkeit der Überlieferung von Alltäglichkeiten am Beispiel der Sense: Redendes Wappen des Abtes Kilian Heumahder (Detail). Glasmalerei, niederösterreichisch, 1477. Seitenstetten, Stiftsgalerie.

Wappen» eines bedeutenden Abtes zu illustrieren – und der hiess Heumahder. In ähnlicher Weise personenbezogen und identitätsstiftend sind natürlich auch alle sonstigen Darstellungen eiserner Gegenstände, die man auf Wappen, Siegeln oder Grabsteinen findet. Die Sense, die zum Getreideschnitt angewandt wird (Abb. 3), ist überhaupt total unrealistisch, denn hierfür dient im Mittelalter, um Körnerverluste zu vermeiden, die schonendere Sichel. Die hier dar-



Abb. 3: Die Sense im «alltagsfernen» Kontext: Die Midianiter verwüsten die Felder Israels, Buchmalerei. Niederösterreichisch, um 1350. Concordantiae caritatis, cod. 151, fol. 26<sup>v</sup>. Lilienfeld, Stiltbibliothek.

gestellte alttestamentarische Szene illustriert das gerade Gegenteil zur Ernte, nämlich die kriegerische Vernichtung des Getreides, eben durch unsachgemässes Abmähen mit Hilfe der Sense. Die Bildinschrift spricht geradezu vom Verwüsten (*vastando delere*).<sup>13</sup> Und wieder anders liegen die Verhältnisse im Zusammenhang mit Standesrepräsentation und Selbstverständnis eines Senses-Erzeugers: Er lässt sich mit vier einschlägigen Schmiede-Produkten an einem Kirchengewölbe abbilden (Hammer, Hufeisen, Dolch, Sensenblatt, Abb. 4). Just das Sensenblatt hängt nun in dieser Darstellung exponiert neben dem Erzeuger. Es ist also auch von seiner definitiven Gebrauchsfunktion völlig losgelöst und soll wohl ostentativ für sich sprechen: Die schöpferische Genugtuung über ein «High tech»-Produkt der damaligen Zeit konnte darin genauso zum



Abb. 4: Die Sense als Mittel der Standespräsentation ihres Erzeugers: Stifterdarstellung («Hammermeister»), Freskomalerei. Gewölbedekoration, steirisch, 1463. St. Marein bei Knittelfeld, Pfarrkirche.

Ausdruck kommen wie der Appell an den Respekt des Betrachters vor dem fachkundigen, exklusiven Know-how des Erzeugers. Wohl auch nicht zufällig ist das Sensenblatt zur Rechten des Schmiedes situiert, d.h. an der Bildseite des qualitativ Höherwertigen, Wichtigeren, «Besseren», «Richtigen».<sup>14</sup>

11 Nähere Einzelheiten bei Jutta Seibert, Art. «Jabal, Jubal und Tubalkain», in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 2, Rom, Freiburg, Basel, Wien 1970, Sp. 359f.; vgl. auch dies.: Art. «Mechanische Künste», ebd., Sp. 701 ff. Auf den germanischen Kulturbereich ausgerichtet ist Heinrich Beck: Der kunstfertige Schmied – ein ikonographisches und narratives Thema des frühen Mittelalters, in: Flemming G. Andersen u.a. (Hrsg.): Medieval Iconography and Narrative, Odense 1980, S. 15–37.

12 Gerhard Jaritz: Zwischen Augenblick und Ewigkeit, wie Anm. 1, S. 72–80. Zu den Stufen der religiösen Bild-Erkennnis nach Hrabanus Maurus s. Helmut Hundsichler: Der Faktor Mensch in der interdisziplinären Kulturforschung. «Experimentelle» Thesen aus mediävistischer Sicht, in: Konrad Bedal, Sabine Fechter und Hermann Heidrich (Hrsg.): Haus und Kultur im Spätmittelalter (Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern 10 = Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim 30), Bad Windsheim 1998. S. 9–18, hier S. 13f.

13 Gerhard Jaritz: Realienkunde der bäuerlichen Welt des Spätmittelalters. Zum Aussagewert von Bildquellen, Schriftzeugnissen und Ergebnissen der Wüstungsarchäologie, in: Helmuth Feigl und Andreas Kusternig (Hrsg.): Mittelalterliche Wüstungen in Niederösterreich (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 6), Wien 1983, S. 151–198, hier S. 164ff, 174–177.

14 Hierzu s. Erika Dinkler-von Schubert: Art. «Rechts und Links», in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 3, Rom, Freiburg, Basel, Wien 1971, Sp. 511–515; Adalbert Erler und Ruth Schmidt-Wiegand: Art. «rechts und links», in: Handwörterbuch

zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 4, Berlin 1990, S. 261–265; Ursula Nilgen: Art. «Rechts und Links», in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 7, München 1995, Sp. 518;

- 15 Jean Gimpel: Die industrielle Revolution, wie Anm. 5, S. 147–168; Gerhard Dohrn-van Rossum: Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnungen, München, Wien 1992.
- 16 Odette Chapelot und Paul Benoit (Hrsg.): Pierre & métal dans le bâtiment au Moyen Age (Recherches d'histoire et de sciences sociales 11), Paris 1985; Otto Johannsen, Geschichte des Eisens, wie Anm. 3, S. 157.
- 17 Vgl. die Andeutungen im Kapitel «Eisenindustrie und Rüstungsindustrie» bei Jean Gimpel: Die industrielle Revolution, wie Anm. 5, S. 39f.; Ludwig Beck, Geschichte des Eisens, wie Anm. 3, behandelt die Abschnitte «Bewaffnung» (S. 703–728) und «Schusswaffen» (S. 892–944) relativ ausführlich, widmet hingegen der «friedlichen Verwendung» des Eisens nicht einmal zwei Seiten (S. 728f).

## Eisen im Alltag

Will man sich für das späte Mittelalter die Rolle und Funktion des Eisens in der Gesamtheit des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens einigermaßen gegenwärtigen, so resultiert bereits aus einem relativ oberflächlichen und bloss übersichtsartigen Kategorisierungsversuch ein breitgefächertes Spektrum von Funktionsgruppen (Tab. 1), und die hier angeführten Untergruppen waren in sich noch subtil weiter unterteilbar: Allein schon das «Eisen im Haushalt» wäre ein weitläufiger, komplexer Teilbereich. Natürlich waren im Einzelnen auch ganz andere Termini und andere Ordnungskriterien möglich. Beispielsweise könnte es interessant erscheinen, alle Gegenstände zusammenzufassen, die zur Gänze aus Eisen bestehen. Das wäre dann allerdings eine Gruppe, die etwa von nüchternen Gebrauchsartikeln (z.B. Nägel, Ketten) bis zu den Repräsentanten der breitgefächerten «Eisenkunst» reichen würde. Mit mehr Berechtigung konnte die mechanische Uhr, eine Erfindung der Schmiede-Branche gegen 1300, eine eigenständige Zuordnung verdienen, weil sie nach neuerer Einschätzung «die» Schlüsselerfindung des modernen Zeitalters schlechthin darstellt.<sup>15</sup> Doch soll es in der Tabelle nicht um taxative Vollständigkeit oder systematische Ausgewogenheit gehen, sondern nur um eine Vorstellung von der potentiellen Bandbreite der Alltäglichkeit von Eisen. Unter «Werkzeuge, Geräte und Instrumente» sind diejenigen Utensilien gemeint, deren entscheidende Funktion durch einen eisernen Teil ermöglicht wird (z.B. das Mähen eben durch das Sensenblatt), auch wenn ein namhafter Teil des betreffenden Utensils aus anderem Material besteht. Unter «Zubehör und Bauteile» konnte man jene Produkte aus Eisen subsumieren, die in einem Funktionsganzen eine nachgeordnete Rolle haben (z.B. das Hufeisen beim Reiten). Dabei darf man eiserne «Bauteile» durchaus bereits seit dem Hochmittelalter auch mit dem Bauhandwerk assoziieren.<sup>16</sup> Der «Rüstungsbereich» (im engeren wie im weiteren, übertragenen Wortsinn) ist nicht erst im Spätmittelalter «unvermeidlich» und vorrangig der Eisenbranche zugeordnet.<sup>17</sup> Zur «Repräsentation» ist Eisen allerdings nur in Teilbereichen prädestiniert, denn hierfür existiert in der spätmittelalter-

lichen Sachkultur eine reichdifferenzierte Palette wesentlich renommierterer Medien (z.B. jedes Stiftungsgut, Architektur, Bildwerke, Glas und andere Materialien, alle Güter exotischer Herkunft, kostbare Textilien sowie Kleidung und Accessoires im Rahmen der Standesnormen, Gegenstände und Schmuck aus Edelmetall, teure Nahrungs-Ingredien-

Tabelle 1

### Rollen und Funktionen des Eisens

im häuslichen und im gesellschaftlichen Leben des späten Mittelalters

#### Werkzeuge, Geräte, Instrumente aus Eisen

im Haushalt  
in der Land- und Forstwirtschaft  
in den Gewerben  
in einzelnen Wissenschaften

#### Bauteile und funktionsbedingtes Zubehör aus Eisen

Sattel- und Zaumzeug,  
Hufbeschlag  
Fahrzeugbau  
Maschinenteile  
Bauwesen  
Raumausstattung/Wohnbereich  
Accessoires der Kleidung u.a.

#### Eisen als Kriegsmaterial

Rüstung  
Waffen  
Zubehör

#### Eisen als Medium der Repräsentation

Schmiedeeisen-«Kunst»  
Spezifika der Kirche (bestimmte Sparten der Kirchengeschichte)  
Spezifika des Adels (Rüstung, Schwert, Dolch, Sporen, Armbrust)  
Spezifika der Stadt (öffentliche Räderuhr, Pulvergeschütze) u.a.

#### Eisen als Material öffentlicher Symbole

Gerichtsschwert, Strafrechtsutensilien  
Stempel der Schlagmarken  
bestimmte Votivgaben u.a.

#### Eisen als Rohstoff

Recycling

zien und Weine, alles Neue, alles Exklusive, dazu «höfische» Sitten, etc.). Spätestens mit dieser Gruppe kommt es zu teilweisen Überschneidungen: Schon die Rüstung ist ja zugleich auch «Medium der Repräsentation», und jedes solche Medium fungiert implizit auch als «öffentliches Symbol»; und schliesslich kann aus jedem genannten Funktionsbereich «Eisen als Rohstoff» hervorgehen.

Die Gruppe «Eisen als Rohstoff» verdient näheres Augenmerk, denn sie hat sowohl mit Eisen im Alltag zu tun (und das ist das bestimmende Kriterium für die authentische Teilnehmer-Perspektive) als auch mit der rückblickenden Wahrnehmbarkeit von Eisen im Alltag (und das ist das entscheidende Kriterium der Historiker-Perspektive).<sup>18</sup> Mit «Eisen als Rohstoff» sind jene eisernen Gegenstände gemeint, die infolge alltagsbedingter Abnutzung zwar ihre Gebrauchsfunktion verlieren, aber nicht aus dem Verkehr gezogen und weggeworfen, sondern wiederverwertet werden und in umgeschmiedeter Form in den Alltagsgebrauch zurückgelangen (entsprechend dem modernen Begriff Recycling). Ihr Anteil ist schwer evaluierbar. Aufgrund der beträchtlichen Gestehungskosten für Eisen – aus französischer Sicht gilt für «das Mittelalter» ein etwa zehnmal höherer Eisenpreis als heute<sup>19</sup> – ist aber mit einer entsprechend beträchtlichen Recycling-Quote zu rechnen. Man spart auf diese Weise ja nicht nur die Eisengewinnung ein, sondern auch Transportkosten. Andererseits hat das mittelalterliche Recycling zur Folge, dass Eisen im Quellensektor der «Sachzeugen» (= Bodenfunde, Museumsobjekte, Originalbestände) auf jeden Fall unterdurchschnittlich repräsentiert ist. Vor gut eineinhalb Jahrzehnten waren die Mittelalter-Archäologen aufgrund dieser Bilanz noch der Meinung, man müsse für die Darstellung der Alltagsgeschichte des Eisens vorrangig auf bildliche Quellen zurückgreifen.<sup>20</sup> Inzwischen ist allerdings längst abzusehen, dass die Archäologie selbst dabei ist, die Ausgangslage wesentlich zu verbessern und zu diversifizieren.<sup>21</sup> Hinsichtlich der einstigen Quantität vermittelt die heutige Belegdichte der eisernen Sachzeugen also vorerst ein verzerrtes Bild. Inwieweit auch die Bandbreite der Belegtypen davon betroffen ist, müsste man eigens verifizieren. Erst wenn sie

sich ebenfalls als beeinträchtigt erwiese, würden wir den spätmittelalterlichen Eisengebrauch tatsächlich alltags- und realitätsfern wahrnehmen. Auf lange Sicht wäre es jedenfalls interessant, die Recycling-Quote von Eisen auf möglichst breiter Basis zu quantifizieren und diese «sekundäre» Erzeugung den aus dem Schmelzofenprozess stammenden «primären» Produktionsmengen gegenüberzustellen.<sup>22</sup>

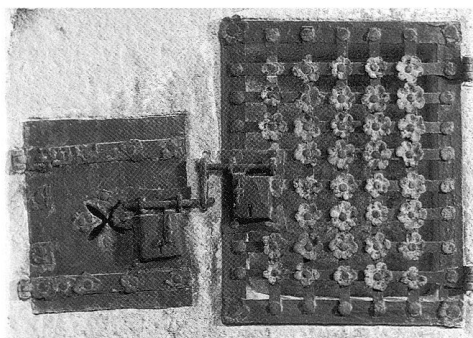


Abb. 5: Kunstvolle Gestaltung als Indikator für «Alltagsferne»: Sakramentshäuschengitter, Eisenarbeit. Südtirol, um 1400. Bad. Dreikirchen, Filialkirche St. Gertrud.

Im traditionsverhafteten und kontinuierlich bewussten Bereich der Kirchenausstattung hatten Eisenprodukte zweifellos die relativ besten Chancen, um aus dem Spätmittelalter zu überdauern (z.B. Schlüssel und Schlösser, eiserne Türen, Tür- und Möbelbeschläge, Sakramentshäuschengitter, Opferstöcke, Beleuchtungskörper u.a.) aber eisernes Kircheninventar gehört andererseits nur bedingt in den Bereich des Alltags, und vieles davon figuriert heute mit Recht unter Eisen-«Kunst».<sup>23</sup> Am signifikantesten kommt die «Alltagsferne» von Eisen dann zum Ausdruck, wenn die betreffenden Produkte aufwendig und/oder ausgefallen gestaltet sind, um so der Nähe und Präsenz Gottes gerecht zu werden oder um den Lobpreis Gottes ädaquat auszudrücken (Abb. 5).

## Wege der Forschung

Wollte man bei allen in Tabelle 1 angeführten Funktionsgruppen ins Detail gehen, so käme man auf «die» Kulturgeschichte der spätmittelalterlichen Eisen-Anwendung. Diese grosse Aufgabe harret noch einer «modernen» Lösung und sollte nur auf der Basis tragfähiger Forschungskriterien und Forschungsinstrumentarien angegangen

18 Zur Grundsätzlichkeit der Differenzierung «participant» vs. «observer» s. Gerhard Jaritz: Zwischen Augenblick und Ewigkeit, wie Anm. 1, S. 73f.

19 Jean Gimpel: Die industrielle Revolution, wie Anm. 5, S. 40; Rolf Sprandel, Das Eisengewerbe, wie Anm. 5, S. 299–317.

20 Vgl. etwa Sven Schütte: Hausrat aus Metall – ein Überblick, in: Aus dem Alltag der mittelalterlichen Stadt (Hefte des Focke Museums 62) Bremen 1982, S. 145f.

21 Ich verweise nur ganz exemplarisch etwa auf Jan Baart u.a. (Hrsg.): Opggravningen in Amsterdam. 20 jaar stadskernonderzoek, Amsterdam 1977; Geoff Egan u.a. (Hrsg.): The Medieval Household. Daily Living c. 1150-c. 1450 (Medieval Finds from Excavations in London 6), London 1988; Jürg Ewald und Jürg Tauber, Tatort Vergangenheit, wie Anm. 7.

22 Eine gesamteuropäische Tabelle der letzteren hat Aki Paulinyi im September 1998 in der niederösterreichischen Eisenwurz vorstellt (Internationale Tagung «Europäische Eisenstrasse»).

23 Ferdinand Stuttmann: Deutsche Schmiedeeisenkunst, 5 Bde., München 1927–30; Otto Höver: Das Eisenwerk-Kunstformen des Schmiedeeisens vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert (Wasmuths Werkkunst-Bücherei 3), 6. Aufl. Tübingen 1961; Otfried Kastner: Eisenkunst in den österreichischen Alpenländern, in: Der Anschnitt 14/4 (1962), S. 27–34; ders.: Handgeschmiedet. Eisenkunst in Österreich aus der Zeit der Landnahme, Romanik und Gotik, Linz 1967.

- 24 Helmut Hundsbichler: Der Faktor Mensch, wie Anm. 12, S. 14ff.
- 25 Beide zusammen definieren das Arbeitsfeld der Historischen Anthropologie (Hans-Werner Goetz, Proseminar Geschichte, wie Anm. 1, S. 322).
- 26 Vgl. generell die Empfehlungen und Literaturverweise bei Gerhard Jaritz: Zwischen Augenblick und Ewigkeit, wie Anm. 1, S. 198–208.
- 27 Uta Lindgren (Hrsg.) Europäische Technik im Mittelalter, 800 bis 1400. Traditionen und Innovationen. Ein Handbuch, 2. Aufl. Berlin 1997.
- 28 Jean Gimpel, Die industrielle Revolution, wie Anm. 5, S. 8.
- 29 Rolf Sprandel: Zur Geschichte der Eisenerzeugung im Spätmittelalter, in: Montanwirtschaft Mitteleuropas vom 12. bis 17. Jahrhundert (Der Anschnitt, Beiheft 2), Bochum 1984, S. 74–76, hier S. 74.

werden. Dazu gehört zweifellos eine umfassende Dokumentation von Terminologien und Typologien, von Zeiten und Räumen, von Formen und Funktionen, von Analysen und Belegen. Nur sollte dieser dokumentarische Komplex keinesfalls schon Zielvorstellung eines solchen Unternehmens sein (das entspräche eher den Denkschemata des 19. Jahrhunderts), sondern Basis, um nämlich den einstigen Sitz des Eisens im «wirklichen» Leben zu eruieren – eben im Alltag. Denn so isoliert und unansehnlich und «leise», wie dem Historiker Objekte des Alltags auf seiner mühsamen Spurensuche begegnen, existieren die Dinge in Wahrheit nicht (Abb. 6): Selbst im unspektakulärsten Fall (sei dies eine randbeschlagene Schaufel oder auch nur ein korrodiertes Bruchstück eines undefinierbaren eisernen Gegenstandes) kommuniziert das Sachgut realiter mit Menschen, mit Alltags- und Lebenswelten, mit Mentalitäten und Vorstellungen, mit Ideen und Strukturen – und umgekehrt: Die geistigen Potenzen, die lebensweltlichen und die strukturellen Gegebenheiten sind überhaupt erst die Grundlagen für die Schaffung von Gegenständen, und einmal vorhandene Gegenstände wirken wieder auf die Ausgangsbedingungen zurück.<sup>24</sup> Insofern ist Alltag von Mentalität nicht zu trennen. Sie bilden ein komplexes Kontinuum, und man muss sie beide gemeinsam behandeln.<sup>25</sup>

Gerade aus der Eisen-Branche stammen die höchst komprimierten Kürzel für diese Wechselwirkung zwischen den mentalen und den materiellen Parametern der Lebenswelt. Zum einen denke ich an den lateinischen Terminus *faber*. Er ist personenbezogen und bezeichnet «den mit der Fähigkeit des Machens Be-

gabten», und die deutsche Übersetzung «Schmied» kommt bei weitem nicht an die Bedeutungsschwere der lateinischen Etymologie dieses Wortes heran. Zum anderen ist in der umgekehrten, objektbezogenen Perspektive der deutsche Fachterminus «Zeug» ähnlich bedeutungsschwer einzustufen. Er assoziiert das schöpferische Element mit einer Sache, indem er eine Grundbedingung quasi zu einem Grundstoff erklärt.

An dieser Stelle auch kurz ein paar Worte zur Forschungslage bezüglich Eisen in Alltag und Mentalität des Spätmittelalters: Sie ist dürftig, weil der Alltags-Boom noch relativ jung ist und die Mentalitätsforschung andere Gebiete bevorzugt. Grundsätzlich kann aber gesagt werden, dass nur richtungsweisende Alltags-Publikationen aus anderen Fachgebieten auch für das Gebiet der Technikgeschichte zum Vorbild genommen werden sollten.<sup>26</sup> Als bezeichnendes Schlaglicht auf die seitens der Eisengeschichte gegebene mangelhafte Ausgangslage ist aber zu erwähnen, dass im dreiseitigen Inhaltsverzeichnis des 1996 erschienenen Handbuches über «Europäische Technik im Mittelalter»<sup>27</sup> nicht einmal das Wort «Eisen» vorkommt, ganz zu schweigen von «Alltag». Streng genommen manifestiert letzteres die geistige Abkoppelung der Technikgeschichte vom «wirklichen» Leben und vom Menschen, und diese bedauerliche Situation entspricht genau der These, dass es in der westlichen Zivilisation zwei verschiedene Bildungssysteme gibt (das technische und das humanistische) und dementsprechend auch zwei «Kulturen» und zwei Menschentypen (den Ingenieur und den Literaten).<sup>28</sup> Die übergeordnete Aufgabe der Zukunft wird also darin bestehen, jene Polarisierung (die immer wieder etwa in der kontroversiellen Diskussion zu den Grenzen der Machbarkeit zutage kommt) in eine Integration überzuführen. Wenn weiters Rolf Sprandel 1984 eine Zweiteilung der eisengeschichtlichen Forschung festgestellt hat, nämlich in eine archäologisch-technikgeschichtliche Sparte einerseits und eine wirtschaftsgeschichtliche Sparte andererseits,<sup>29</sup> so erscheint es auch von da her geboten, durch die Einbeziehung bildlicher Quellen eine Erweiterung und Arrondierung des interdisziplinären Blickfeldes vorzunehmen (Abb. 7). Damit würde die

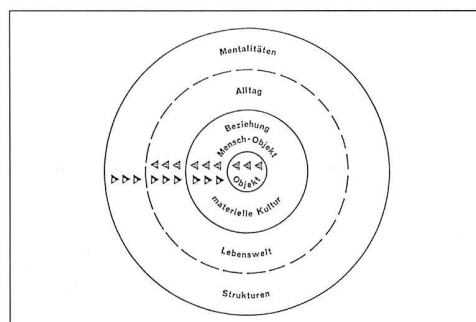


Abb. 6: «Sachen und Menschen». Der authentische Kontext von Leben/Alltag/Realität/Geschichte: nach Helmut Hundsbichler: Der Faktor Mensch, wie Anm. 12, S. 16.

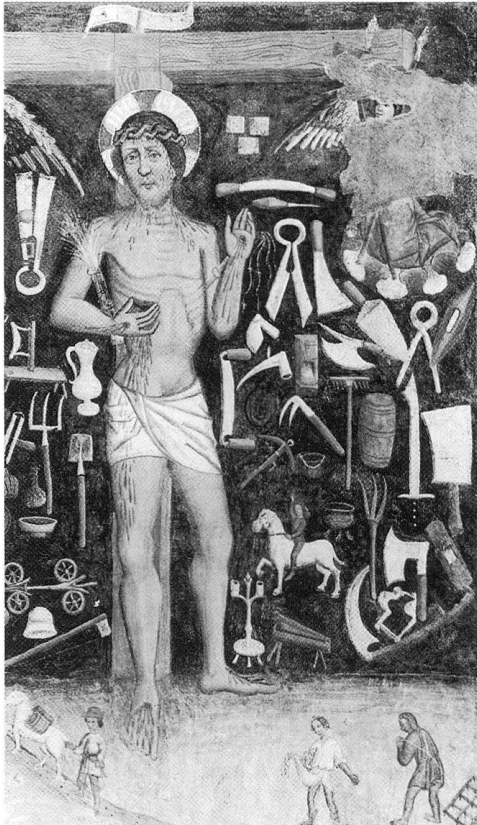


Abb 7: Das mittelalterliche Bild ist Medium der religiösen Didaktik: Feiertagschristus, Freskomalerei. Kärnten, um 1465. Saak, Pfarrkirche.

Forschung stärker in die historisch-anthropologische und damit auch in die sozialgeschichtliche Richtung schwenken. Dass im Umgang mit Bildquellen allerdings eigene Spielregeln zu beachten sind,<sup>30</sup> ist schon zur Sprache gekommen und wird im Weiteren nochmals angesprochen. Eine Schwerpunktsetzung auf Bilder ist zugleich auch in Richtung Mentalitätsgeschichte ergiebiger. Hierhin und besonders in Richtung Alltagsgeschichte sind aber grundsätzlich alle Zugangsmöglichkeiten gleichermassen von Interesse, neben Bildern auch die von der



Abb. 8: Funktionen im Wandel: Spätmittelalterliches Steigeisen, Burggrabung Hörtenberg, Tirol, um 1500 (?), Privatbesitz.

Archäologie ausgehenden Einstiege (Abb. 8) sowie klarerweise ebenso die schriftlichen Quellen. Schon von dieser quellenübergreifenden Konstellation her ist eine Alltags- und Mentalitätsgeschichte des Eisens interdisziplinär. Das vorhin angesprochene Postulat der Integration mag daraufhin geradezu obsolet erscheinen. Sicherheitshalber gestatte ich mir daher anzumerken, dass der Begriff Interdisziplinarität ohne theoriegestützte Fundierung leicht zur prestigetriebenden Worthülse absackt und viel zu oft auf methodisch fragwürdige Weise instrumentalisiert wird (frei nach dem additiven Schema: «Hier habe ich Nägel aus der neuesten Grabung, wie sie die Kunstgeschichte auch bildlich belegen kann, und schriftlich sind sie in Rechnungs- und Mautbüchern überliefert»<sup>31</sup>).

## Alltag und Realität

Wie der Begriff Interdisziplinarität können sich übrigens auch der Alltags- und der Realitätsbegriff als unerwartete Hürden erweisen.<sup>32</sup> Auch über den Alltagsbegriff muss man sich unbedingt Gedanken machen, bevor man über Alltag reden will. Tut man das nicht, so ist die Gefahr gross, dass man die erstbesten Kuriositäten, Anekdoten oder auch Banalitäten als Alltag (und damit als Realität) verkauft. Auch das ist eine unausrottbare Art von Effekthascherei (der nicht nur EinsteigerInnen erliegen), mit der aber eo ipso eben keine verbindliche und befriedigende Sicht von historischer Alltagsrealität erreichbar sein kann, weil das Wertkriterium im subjektiven Entdeckerstolz liegt. Was als historische Alltäglichkeit einzustufen ist, kann nur an den Massstäben von «damals» ermessen werden. Sie also gilt es herauszufinden, und dieses Argument macht neuerlich bewusst, wie eng Alltagsforschung mit Mentalitätsforschung verkoppelt ist. Beispielsweise sind mittelalterliche Steigeisen kein Indiz dafür, dass damals schon Gletschertouren unternommen worden waren. Vielmehr dienten sie in der Land- und Forstwirtschaft zur Begehung von extrem steilem Gelände.<sup>33</sup>

Erschwerend ist allerdings die paradoxe Situation, dass es keine konkrete Definition des Alltagsbegriffes gibt: Alltag kann man immer nur anhand eines Gegenbegriffes definieren (das kann etwa der

30 Vgl. hierzu und zum Folgenden Gerhard Jaritz: Zwischen Augenblick und Ewigkeit, wie Anm. 1, S. 71–92.

31 Vgl. die Ausführungen und Verweise bei Helmut Hundsichler: Sachen und Menschen, Alltag und Geschichte, in: Mamoun Fansa (Hrsg.): Realienforschung und historische Quellen (Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland, Beiheft 15), Oldenburg 1996, S. 20ff.; ders.: Der Faktor Mensch, wie Anm. 12, S. 16f.; s. jetzt ausführlich ders., Alltagsforschung und Interdisziplinarität, in: Medium Aevum Quotidianum 40 (1999), S. 7–34.

32 Zu Alltag und Realität vgl. Gerhard Jaritz: Zwischen Augenblick und Ewigkeit, wie Anm. 1, S. 13–28; Helmut Hundsichler: Alltagsforschung und Interdisziplinarität, wie Anm. 31, S.9ff. u.15ff.

33 Werner Meyer in der Diskussion zu Ulrich Bentzien: Volkskundliche Geräteforschung und mittelalterliche Realienkunde, in: Die Erforschung von Alltag und Sachkultur des Mittelalters (Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 6 = Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 433), Wien 1984, S.140–146, hier S. 146 (die beiden genannten Reihen werden im Folgenden abgekürzt zitiert als «Veröffentlichungen» bzw. «Sitzungsberichte»).



34 Gerhard Jaritz: Zwischen Augenblick und Ewigkeit, wie Anm. 1, S. 14f. und 19.

35 Hans-Werner Goetz: Geschichte des mittelalterlichen Alltags. Theorie – Methoden – Bilanz der Forschung, in: Mensch und Objekt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Veröffentlichungen 13 = Sitzungsberichte 568), Wien 1990, S. 67–101, hier S. 86ff.

36 Zum Folgenden vgl. auch Wolfgang von Stromer: Apparate und Maschinen von Metallgewerben in Mittelalter und Frühneuzeit, in: Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter (Veröffentlichungen 11 = Sitzungsberichte 513), Wien 1988, S. 127–149, hier S. 136; an unserer Betrachtungsweise völlig vorbei geht Walter Eckehart Spengler: «Die Nürnberger Zwölfbrüderbücher», in: Veröffentlichungen der Rheinischen Vereinigung für Volkskunde in Bonn 32 (1997/98), S. 189–201.

Sonntag sein, ein Fest, eine biographische Cäsur, der Besuch von Gästen, im weitesten Sinn jede Ausnahmesituation). Wahrnehmbar wird Alltag in den Quellen daher vor allem, wenn etwas nicht-Alltägliches eintritt. So ein nicht-alltägliches Vorkommnis ist nun im Mittelalter etwa schon das Faktum, dass etwas niedergeschrieben oder abgebildet wird. Durch das Abbilden wird der Bildinhalt aus der «Realität des Alltags» herausgehoben und in eine «Realität eines Bildes» transponiert.<sup>34</sup> Und Grundanliegen einer Verbildlichung ist nicht die «Dokumentation» im Sinne einer Beschreibung vordergründig sichtbarer «Sach»-Verhalte (etwa wie in Abb. 7 ein Sammelsurium von «Eisen»-Bezügen), auch nicht etwa die ästhetische Befriedigung oder gar die Unterhaltung des Betrachters, sondern wie schon gesagt die Vermittlung einer religiösen Botschaft. Insofern weisen die bildlichen Darstellungen aus dem Spätmittelalter – wenn auch verschlüsselt, so doch implizit – durchwegs einen hohen Anteil der Komponente «Mentalität» auf.

Nach alldem haben wir hinsichtlich der geläufigen «Standardabbildungen» zur Technikgeschichte des Eisens ebenfalls von der Prämisse auszugehen, dass sie



Abb. 9: Zur Problematik «technischer» Abbildungen: Der Drahtzieher Dietrich Schockenzieher, Buchmalerei. Nürnberg, um 1425, nach Wilhelm Treue u.a. (Hrsg.): Das Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg, Bildband, München 1965, S. 71.

etwas Aussergewöhnliches, etwas Zeitgebundenes und damit etwas «anderes» aussagen möchten, als wir erwarten und wofür wir sie gewöhnlich heranziehen. Keine Quelle ist ja entstanden, um jene Fragen zu beantworten, die wir im nachhinein an sie richten. Und keine Quelle antwortet in unserer Sprache. Und keine Quelle antwortet vollständig.<sup>35</sup> Es kann also gar nicht anders sein, als dass Diskrepanzen zwischen den «damaligen» und den «heutigen» Intentionen vorprogrammiert sind – nur sollte man sie hinterfragen, wenn man einen historischen (Bild-) «Beleg» im nachhinein für einen bestimmten Zweck zu akquirieren gedenkt. So etwa ist bei den vielzitierten (und auf ihre Weise unstrittig einmaligen) Abbildungen aus dem «Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüder-Stiftung» (Abb. 9) eine Reihe von Besonderheiten zu beachten, die ihre Alltagsrelevanz und ihre Informationskompetenz als vermeintlich «typische Handwerksdarstellungen ihrer Zeit» doch einigermaßen relativieren.<sup>36</sup> Es handelt sich nicht um Handwerker, die im Berufsleben stehen, sondern um Spitalsinsassen. Das sind in der Regel Meister, die ihre Berufskarriere bereits hinter sich haben. Daher sind es durchwegs alte Männer. Für sie ist anstelle des Berufslebens das Spitals-Dasein «alltäglich» geworden – aber andererseits ist das damals eine durchaus exzeptionelle, eine «nicht-alltägliche» Form der Sozial- und/oder Altersvorsorge für einen stark limitierten Kreis von Anwärtern (Im Nürnberger Fall sind es bloss zwölf). Es handelt sich um eine karitative Stiftung, also um eine genuin christliche Idee, und mit der korporativen Kleidung einer religiösen Bruderschaft treten die Abgebildeten gezielt als «Botschafter» und «Werbeträger» der Nächstenliebe (caritas) in Erscheinung. Sie tragen also weder Alltags- noch Berufs-, sondern kollektive «Anstalts»-Kleidung, und diese verweist in der Bildersprache auf die involvierte und durch das Bild propagierte Idee. Die den einzelnen Personen jeweils zugeordnete Arbeitstätigkeit ist, wie immer wieder auftretende formelhafte Motivwiederholungen zeigen, relativ schablonenhaft und dient eher der individuellen Standesidentifikation.

Darüber hinaus erfordern alle technikgeschichtlichen Darstellungen die kritische Frage, ob die betreffende Abbildung

überhaupt funktionsgerecht, realitätsgetreu, lokaltypisch und/oder auf der Höhe der Zeit ist.<sup>37</sup> Zum Nürnberger Hausbuch merkt Wolfgang von Strömer unter anderem etwa an, dass die wiedergegebenen Produktionsverfahren veraltet seien, daher zum wirtschaftlichen Niedergang jener Meister geführt und sie somit überhaupt erst ins Armenhaus gebracht hätten. Ähnlich ist über die auf Wiener Tafelmalereien um 1480 abgebildeten Waffen und Rüstungen gesagt worden, dass sie 30 bis 50 Jahre hinter dem Stand ihrer Zeit waren. Und eine der «schönsten» Darstellungen von Jubal und Tubalkain (wohl 1324) leidet unter dem Schönheitsfehler, dass dem alttestamentarischen Brüderpaar dort ein unfreiwilliger Rollentausch verordnet wurde, indem in den Schriftbändern die Namen der beiden vertauscht sind.

Die für uns «observers» mitunter seltsame, mitunter reizvolle, mitunter auch anstrengende «Andersartigkeit» (kulturohistorischer Sachverhalte rührt daher, dass jeder historische «participant» aufgrund seiner persönlichen Handlungsfreiheit in einer jeweils eigenen, jeweils anderen, jeweils unwiederholbaren Alltäglichkeit steht. Daraus folgt ein weiteres Paradoxon, nämlich dass es «den» Alltag nicht gibt. Vielmehr ist Alltag immer abhängig von bzw. definiert durch jeweils involvierte «Eckdaten», die von einem Individuum ausgehen und untereinander die vielfältigsten Vernetzungen offen lassen<sup>38</sup> (Abb. 10). Z.B. wird ein Bauer andere Eisenutensilien gebrauchen als ein Ritter: Für den Bauer ist etwa die eiserne Pflugschar sozusagen «das» archäologische Leitfossil frühmittelalterlicher Ausgrabungen, oder in der Bildersprache die Haue, die Sichel, die Sense, das Rebmesser; im Falle des Ritters sind es die Rüstung mit dem Helm als «Leitfossil», dann das Schwert und der Dolch, der Steigbügel, die Sporen.

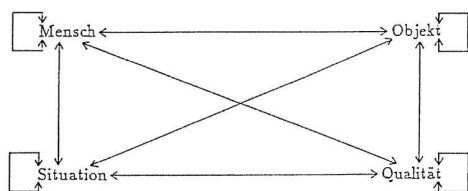


Abb. 10: Komplexe Alltagsverbindungen: nach Gerhard Jaritz: Zwischen Augenblick und Ewigkeit, wie Anm. 12, S. 13.

Umgekehrt würde nach den mittelalterlichen Standesnormen kein Bauer jemals eine Rüstung anlegen und kein Ritter jemals einen Pflug führen. Andererseits ist die Rüstung im Spätmittelalter nur noch anlassgebundenes Standeszeichen, etwa zur «öffentlichen» Repräsentation von Adelligen (Malerei, Statuen, Grabsteine), aber keinesfalls Alltags-Requisit.

## Zur Wertigkeit von Eisen

In Verbindung mit der Frage nach dem sozialen Kontext (Angemessenheit, Notwendigkeit, Normgebundenheit etc.) kann man zu einer Wertskala für Metallgegenstände gelangen. Die wichtigsten Erkenntnishilfen hierfür sind Inventare, Testamente und Rechnungsbücher sowie Sachzeugen,<sup>39</sup> jeweils in Verbindung mit Bildern. Am renommiertesten, aber auch am seltensten, sind die Edelmetalle. Gold begegnet häufig in Form der Vergoldung, Silber massiv. Nur die bedeutendsten oder auch reichsten Familien des Adels und der städtischen Führungsschicht verfügen über Gegenstände aus diesen Materialien, und diese sind dann auch nicht dem Alltagsgebrauch zugeordnet. In grösserem Ausmass sind Gold und Silber eindeutig dem liturgischen Gebrauch vorbehalten, und hier sind sie explizit die «Metalle zu Ehren Gottes».<sup>40</sup> Eine Stufe darunter liegt das Zinn, dessen Prestigewert vor allem aus seiner Seltenheit zu resultieren scheint. Weiter nach unten zu folgen die Buntmetalle Messing und Kupfer, und erst danach kommt das Eisen, das häufigste und (relativ) billigste der mittelalterlichen Metalle. Als signifikante Parallele hierzu könnte man die Beobachtung ins Treffen führen, dass spätmittelalterliche Bergbau-Darstellungen kaum einmal mit dem Abbau von Eisenerz im Zusammenhang stehen, sondern mehrheitlich den Silber- und in Einzelfällen auch den Kupferbergbau zum Gegenstand haben. Vielleicht vermittelt das folgende Beispiel einen Eindruck davon, wie differenziert die «Semantik» von Materialien in der mittelalterlichen Symbolsprache sein kann: 1470 stiftet die Zunft der Messerer von Waidhofen an der Ybbs eine (bis heute erhaltene) monumentale Monstranz, und das Nahverhältnis zur Repräsentation Gottes ist bei diesem Werk der Goldschmiedekunst funktionsbedingt ohnehin kaum noch überbietbar.

37 Vgl. Wolfgang von Strömer, Apparate und Maschinen, wie Anm. 36, S. 132ff. – Zu den folgenden drei Punkten s. im einzelnen ebd., S. 136; Helmut Hundsichler: Perspektiven für die Archäologie des Mittelalters im Rahmen einer Alltagsgeschichte des Mittelalters, in: Jürg Tauber (Hrsg.): Methoden und Perspektiven der Archäologie des Mittelalters (Archäologie und Museum 20), Liestal 1991, S. 85–99, hier S. 97 (Befund Ortwin Gamber); die betreffende Abbildung etwa bei Karl Brunner und Falko Daim: Ritter Knappen Edel Frauen. Ideologie und Realität des Rittertums im Mittelalter, Wien, Köln, Graz 1981, S. 127, Abb. 111.

38 Gerhard Jaritz: Zwischen Augenblick und Ewigkeit, wie Anm. 1, S. 13ff.; Helmut Hundsichler, Der Faktor Mensch, wie Anm. 12, S. 14.

39 Das Folgende nach Gerhard Jaritz: Zwischen Augenblick und Ewigkeit, wie Anm. 1, S. 16ff.

40 So war ein Teil der Ausstellung «zeit(r)eisen» 1998 in Waidhofen an der Ybbs betitelt.

41 Vgl. Helmut Hundsbacher: «Gebrauchsglas» im Mittelalter, in: Paul. W. Roth (Hrsg.): Glas und Kohle, Ausstellungskatalog, Graz 1988, S. 113–122.

42 Gerhard Jaritz: Die realienkundliche Aussage der sogenannten «Wiener Testamentsbücher», in: Das Leben in der Stadt des Spätmittelalters (Veröffentlichungen 2 = Sitzungsberichte 325), 3. Aufl. Wien 1997, S. 171–190, hier S. 175f.

43 Max Piendl: Hab und Gut eines bayerischen Ritters im 14. Jahrhundert, in: Dieter Albrecht u.a. (Hrsg.): Festschrift für Max Spindler, München 1969, S. 193–213 (mit Textedition und Sacherklärungen).

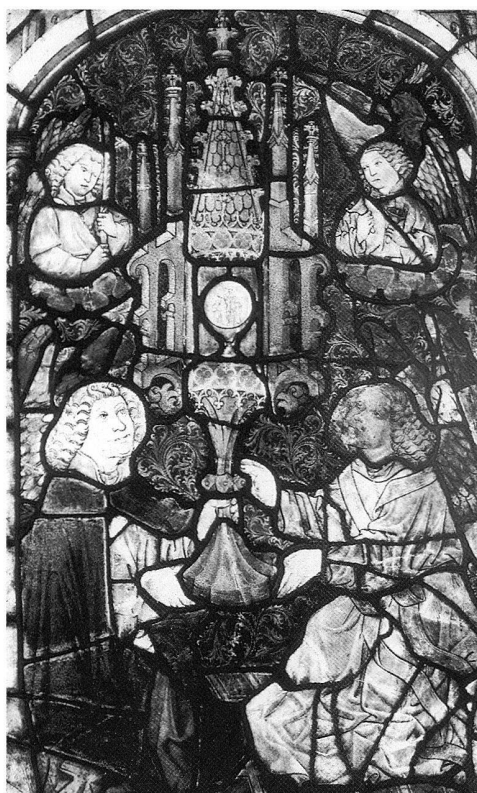


Abb. 11a und b: Zur Symbolsprache bildlicher Repräsentation: Stifterbilder der Messerer von Waidhofen mit ihrer Monstranz, Glasfenster aus der Spitalkirche zum hl. Geist, 1472. Waidhofen an der Ybbs, Museum.

In weiterer Folge stiftet die Zunft der Messerer aber auch noch die kostenintensive Darstellung jener Monstranz als Glasmalerei in der Waidhofener Spitalkirche (1472, Abb. 11a und b). Hier tritt nun Glas als bedeutungsschweres Medium des künstlerischen Gotteslobes hinzu,<sup>41</sup> doch enthält das Bildprogramm des Zunftzeichens der Messerer auch aussagestarke Identitätsansprüche seitens des Stifterkollegiums: Einerseits kann man einschlägig «branchenspezifische» Bezüge in Form eines Messerer-Produktes konstatieren, das überdies in der symbolträchtigen Dreizahl erscheint, aber andererseits handelt es sich nicht um drei gewöhnliche Messer, sondern um die «abgehobene» Form des Dolches, sprich eines spezifisch adeligen Standesattributs, und in dasselbe Soziostrat verweist darüber hinaus das heraldische Beiwerk der Wappen-Komposition (Krone in Gold, Federn in Purpur).

Üblicherweise folgen auch mittelalterliche Besitzverzeichnisse der oben angedeuteten Wertskala. Leider erscheinen aus diesem Grund Gegenstände aus Eisen im Hausrat begüterter Personenkreise seltener erwähnenswert, und jene

Schichten, für die Eisenbesitz wertvoll wäre, führen darüber normalerweise nicht Buch.<sup>42</sup> Beide Fakten erschweren just die realitätsnahe, alltagskonforme Beurteilung der Rolle des Eisens. Der bayerische Ritter Erhard der Rainer von Schambach hat uns daher einen ungeahnten Gefallen erwiesen, indem er 1376 ein Besitzverzeichnis erstellen liess, das auch *allez eisengeschirr* enthält, *daz ich zue der zeit het*,<sup>43</sup> etwa bis hin zu *III hanteisen* (Handsellen) oder *I eisnein maewsvall* (Mausefalle) oder zum Schluss ein *weslageneu latern* (beschlagene Laterne). Im letzteren Fall verbirgt sich «alltägliches», unspektakuläres Eisen typisch «leise» im Beschlag, ähnlich wie es im Falle von Messer oder Sense in einem «Standardterminus» impliziert ist. Evident wird in diesem Zusammenhang freilich auch, dass gerade die Standardvokabeln einstiger Alltagssprache beträchtliche Verständigungsschwierigkeiten nach sich ziehen können. Ein Beispiel hierfür ist die Überschrift *eisengeschirr*: Darunter ist nämlich kein einziges Stück Geschirr in der heutigen Wortbedeutung zu finden. Erwähnenswert erscheinen auch noch die *VIII schin daewheisen* an erster Stelle der Aufzählung, also das für den bayrischen

Raum typische Roheisen in Stangenform – vielleicht der kostspieligste Posten in der Aufzählung.

## Eisen und «Schönheit»

Auch ein solches Besitzverzeichnis zeigt, dass Eisen alles andere als einen gering-schätzigen Ruf hatte. Vielmehr wird man sagen dürfen: Es hatte seinen eigenen Ruf. In ideeller Hinsicht müssen die universellen Materialeigenschaften des Eisens zu seiner Wertschätzung beigetragen haben, weil günstige Charakteristika im mittelalterlichen Denken auf die göttliche Ordnung der Dinge zurückgeführt wurden,<sup>44</sup> und im breiten gesellschaftlichen Durchschnitt wird der Kostenfaktor die respektable Position des Eisens durchaus verstärkt haben. Nun ist die Bezugnahme auf die göttliche Weltordnung natürlich ein Argument, das man auf alle Werkstoffe und Artefakte anwenden kann: Alles und jedes, das auf dem ihm zugedachten Platz seine Funktion erfüllt, gilt im Mittelalter als «schöner» Ausdruck der Idee Gottes. Ausdrücke wie «ein scharfes Messer» oder «ein ertragreiches Bergwerk» oder «eine glänzende Rüstung» sind daher eigentlich Tautologien für exakt zweckentsprechende Kulturgüter. Daher kann durchaus auch der Fall eintreten, dass Holz in den nun für dieses Material typischen Anwendungsbereichen mehr Wertschätzung genießt als Eisen. Ermessen kann man das etwa am Staunen eines italienischen Juristen über die Wohnstuben im Alpenraum, die derart kunstfertig aus Holz gebaut seien, «dass man darin nicht einen einzigen Nagel aus Eisen wahrnehmen könnte» (1485).<sup>45</sup> In anderer Weise illustriert ein theologisches Gedankenexperiment des Thomas von Aquin († 1274) die Wertigkeit von Eisen gegenüber Glas. Demnach erschiene eine Sage aus Glas zwar vom Material her «schöner» (= angemessener, um der Idee Gottes Transparenz zu verleihen). Allein da aber nur eine eiserne Sage einwandfrei den ihr zugedachten Zweck erfüllen könne, sei die eiserne Sage einer gläsernen Sage vorzuziehen: *Sicut artifex facit [serram] ex ferro, ut sit idonea ad secundum.*<sup>46</sup>

Im Sinne so unerwartet weitgehender theologischer Implikationen möchte ich in thesenhafter Knappheit noch auf das

«seltsame» Wappentier meiner Heimatstadt eingehen: auf den Vogel Strauss mit dem Attribut Hufeisen (als Wappen des Eisenverlagsortes Leoben ab 1298 nachgewiesen). Dieses Attribut steht «wissenschaftsgeschichtlich» im Zusammenhang mit dem Magen des Strausses, der allerlei Hartzzeug zur Verdauung benötigt und derlei infolgedessen wirklich zu sich nimmt. Diese ungewöhnliche und symbolträchtige Eigenschaft wurde seit der Antike in eine «Fähigkeit» des Strausses umgedeutet, die in die Tierbücher des Konrad von Meigenberg (14. Jh.) und in die enzyklopädische Naturdeutung des «Hortus sanitatis» (um 1450) Eingang gefunden hat: *Ferrum comedit et digerit, quia calidissime nature est.*<sup>47</sup> Eine dermassen ungewöhnliche «Fähigkeit» muss in christlich-religiöser Weltsicht gottgewollt und damit auch positiv besetzt sein, da die Gegebenheiten der Natur als identisch mit der Schöpfung Gottes gelten. Durch die (wie wir gesehen haben) ebenfalls positive Konnotation des Eisens wird sie zweifellos noch zusätzlich aufgewertet, und offenbar verweist das konkrete Demonstrationsmedium Hufeisen, also Eisen in einer ziemlich allgemeinverständlichen Ausformung, auf einen entsprechend allgemein gehaltenen, «populären» Adressatenkreis. Und in der Tat kann man zeigen, dass das Straussen-Emblem im christlich-religiösen Kontext an «den» Menschen schlechthin appelliert: Unser Bildbeispiel aus dem dritten Viertel des 19. Jahrhunderts positioniert im Umfeld des Strausses genau jene psychogenetischen Negative des Menschen, die das christliche Mittelalter mit

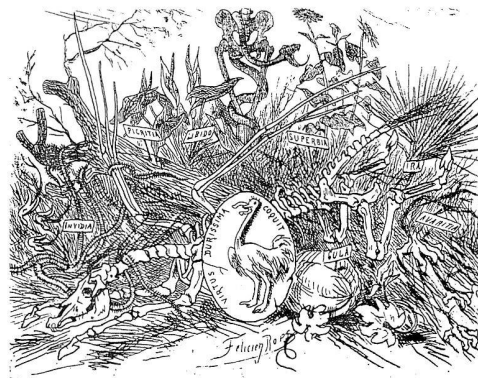


Abb. 12: Der Vogel Strauss mit dem Hufeisen als christliches Symbol für Tugendhaftigkeit: Félicien Rops, Federzeichnung, 3. Viertel 19. Jh., nach Friederike Hassauer und Peter Ross: Félicien Rops. *Der weibliche Körper, der männliche Blick*, Zürich 1984, S. 20.

- 44 Hierzu s. Andreas Speer: Art. «Das Schöne», in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 7, München 1995, Sp. 1531–1534; Rosario Assunto: Die Theorie des Schönen im Mittelalter (DuMont-Taschenbücher 117), Köln 1982; Umberto Eco: Kunst und Schönheit im Mittelalter, München, Wien 1991.
- 45 Giuseppe Vale (Hrsg.): Itinerario di Paolo Santonino in Carintia, Stiria e Carniola negli anni 1485–1487 (Studia e testi 103), Vatikan 1943, S. 164 bezüglich der Burg Khüegg in Kärnten: *Castrum ipsum... habet intra... stufe tres, subtilis ac plurimum exercitati architecti ingenio composite, ex mirabilibus lignis, ... in quo opere nec unicum quidem ferreum clavum cerneret.*
- 46 Rosario Assunto: Die Theorie des Schönen, wie Anm. 44, S. 231 (Summa theol. I 91 3).
- 47 Hortus sanitatis, Tractatus de avibus, capitulum CIX: Strutio; zum ganzen Komplex s. einleitend L. H. D. van Looveren: Art. «Strauss», in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 4, Rom, Freiburg, Basel, Wien 1972, Sp. 218; Christian Hünemörder: Art. «Strauss», in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, München 1997, Sp. 230f.; und bes. Grete Lesky: Vogel Strauss, der Eisenfresser, in: Der Leobener Strauss 1 (1973), S. 9–20.

48 Hoffart, Habgier, Wollust, Neid, Fressen und Saufen, Aggressivität, Faulheit, s. die Systematik bei Eva Kimminich: *Des Teufels Werber. Mittelalterliche Lasterdarstellung und Gestaltungsformen der Fastnacht* (Artes populares 11), Frankfurt/M., Bern, New York 1986.

49 Vgl. hierzu Helmut Hunds-bichler: «Innovation» und «Kontinuität» als Determinanten von Alltag und Fortschritt, in: *Alltag und Fortschritt im Mittelalter* (Veröffentlichungen 8 = Sitzungsberichte 470), Wien 1986, S. 65–81.

50 Erwin Plöckinger: Der Schiffsfund von Altenwörth, Teil 2: Metallkundliche Untersuchungen des Ladegutes, in: *Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs* 20 (1980), S. 109–117, hier S. 114f. und 117.

51 Helmut Hunds-bichler: Perspektiven für die Archäologie, wie Anm. 37, S. 98 (Messer mit Rücken-klinge, Steigeisen); eindrucksvolle Beispiele bei Wolfgang von Stromer, *Apparate und Maschinen*, wie Anm. 36, Abb. 11, 12, 13, 15, 27.

52 Zu diesem Aspekt s. Helmut Hunds-bichler: *Sachen und Menschen*, wie Anm. 31, S. 17ff.; ders.: «Eigenwelten» und das «Fremde», in: Bericht über den 19. Österreichischen Historikertag (Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine 28), Wien 1993, S. 361–364.

#### Bildnachweis

Landesmuseum Joanneum, Bild- und Tonarchiv (Graz): Abb. 4; alle sonstigen Reproduktionen (wenn nicht anders angeführt): Institut für Realienkunde (Krems).

dem Tod des Geistes assoziiert und im Kanon der sieben Todsünden/Laster zusammenfasst (Abb. 12).<sup>48</sup> Und an dieser zentralen Schlüsselstellung, die erst in emblematischen, also nachmittelalterlichen Darstellungen eingehender artikuliert und kommentiert wird, hängt offensichtlich die Entschlüsselung der heraldisch knappen Vogel-Strauss-Metapher: Sie will den Betrachter darüber aufklären, welche harte und schwere Anforderung es ist, seine negativen Eigenschaften unter Kontrolle zu halten. Die Assoziation mit Härte und Schwere, die den Wortbedeutungen von lat. *durus* zugrunde liegt, passt haargenau auch auf die Eigenschaften des Eisens. Auf diese Weise umschreibt und definiert und empfiehlt die Straussen-Metapher «das» Universalmittel zur Überwindung aller jener widersätzlichen und schwersten Negativa (*durissima*): die Tugendhaftigkeit (*virtus*). Der Strauss mit dem Hufeisen imaginiert also den gegen die «allzumenschlichen Schwächen» nötigen geistig-seelischen Energie-Einsatz und setzt ihn quasi in Relation zum technischen Schwellenwert des «Kochens» (*coquere*) von Eisen.

### Kontinuität und Innovation

Diese Argumentation operiert mit chronologisch sehr weit auseinanderliegenden Belegen, und wenigstens am Rande berühren wir damit abschliessend auch das alltags- wie eisen-geschichtlich gleichermaßen relevante Spannungsfeld «longue durée» vs. «Innovation/kultureller Wandel».<sup>49</sup> Dabei sollte das Straussen-Beispiel nur nicht im Sinne jener irrig und realitätsfernen Auffassung von Kontinuität missverstanden werden, welche starre Konstanz postuliert und genau hiermit historische Prozessualität ignoriert. Vielmehr geht es um die umgekehrte Perspektive: um die Wahrnehmung und allfällige Instrumentalisierung echter Konstanten. Zwar kann sich kulturelle Konstanz mitunter unangenehm auswirken – etwa wenn eiserne Sachzeugen eine einmal bewährte Form, Dimensionierung, Technologie oder chemische Zusammensetzung oft Jahrhunderte hindurch beibehalten und sich dadurch als schwer datierbar erweisen.<sup>50</sup> Aber unter Umständen ermöglicht schon diese Konstellation auch die Verifizierung von Bodenfunden aus der Kenntnis späterer Kulturphasen.<sup>51</sup> Und

besonders griffig erscheint diese Möglichkeit, wenn, wie im Straussen-Exempel, anthropologische und religiöse Konstanten im Spiel sind: Zwar ändern sich deren Ausprägungen, Formulierungen und Bedeutungen zeitbedingt, aber die Grundmuster, Rahmenbedingungen und Sinnzusammenhänge bleiben über die Zeiten hinweg bestehen. Und das ermöglicht die wechselseitige Erhellung unterschiedlicher Zeitstufen auf dem Wege von Interpretation und «Übersetzung» (Dies ist nicht nur die reguläre Vorgangsweise aller historisch arbeitenden Wissenschaften, sondern der Mechanismus von Erkenntnis schlechthin).

Von verschiedenen Ansatzpunkten her zeigt sich also, wie sehr es zum Verständnis von Alltag und Realität notwendig ist, jeweils auch die Mentalität einzubeziehen. Damit tun sich «andersartige» Sichtweisen auf, aber gerade Andersartigkeit gibt auch unmissverständlich zu erkennen, dass historischer Alltag und historische Mentalität (wie alles Geschichtliche) in erster Linie etwas *Fremdes* ist.<sup>52</sup> Wäre keine Fremdheit im Spiel, so gäbe es ja gar nichts zu forschen, aber aufgrund der Fremdheit besteht auch die unausweichliche Schere, dass wir Geschichte entweder unvollständig oder unrealistisch wahrnehmen, solange wir die Dichotomie «participant» – «observer» ignorieren. Erst wer jenes Fremde nach dessen spezifischen Spielregeln zu sehen bemüht ist (also möglichst angenähert an die Teilnehmer-Perspektive), wird auch in der Lage sein, mehr davon zu verstehen. Und insofern sind wir aufgerufen, auch bei unserer eigenen, von Natur aus egozentrischen Mentalität anzusetzen. Sie programmiert uns vorerst auf die Beobachter-Perspektive – und die ist der erstrebenswerten Teilnehmer-Perspektive exakt entgegengesetzt. Zur Lösung dieser Dichotomie bedarf es einer Innovation, die wir mit der tugendhaften Beharrlichkeit des Strausses permanent an uns selbst zu vollbringen versuchen sollten: die Suche nach historischem Alltag in Form partnerschaftlich orientierter Beziehungsarbeit.